

Nico Helminger

Die Geschichte meines Lesens

(in Auszügen)

Die Geschichte meines Lesens beginnt in einem Dorf an der Aart an einem verregneten Ferientag: aus Langweile und Neugier stöberte ich in jenem Wandschrank herum, in dem es zwischen Wäsche – Handtücher und Lappen, wenn ich mich richtig erinnere – und Gebrauchsgegenständen aller Art – Bügeleisen, Bürsten, Schuhlöffel – auch zwei Reihen Bücher gab, eine versteckte, kleine Bibliothek, die ein Onkel sich mit Hilfe eines damals allgegenwärtigen Buchversandes zugelegt hatte. Die Bücher sahen alle ziemlich neu, um nicht zu sagen ungelesen aus, beeindruckten durch ihre Aufmachung, vor allem aber durch die Überschriften, die für mich etwas Schaurig-Endgültiges hatten: *Krieg und Frieden*, *Schuld und Sühne*, *Der stille Don*, *Quo Vadis*, *Die letzten Tage von Pompeji*, *Das Ende an der Elbe...* So griff ich erst einmal zu einem mir bekannten Titel, *Die drei Musketiere*, und fing an zu lesen, genauer gesagt, ich versuchte zu lesen, musste aber feststellen, dass dies weitaus schwieriger war, als man es mir bis dahin in der Schule vorgegaukelt hatte. Ich kam nur schleppend voran. D'Artagnans Einzug auf seinem müden Pferd dauerte Stunden und hatte nichts gemein mit der flotten Flinkheit der Degenfilme, die damals in Mode waren. So stellte ich das Buch zurück ins Regal, etwas enttäuscht, aber auch irritiert darüber, dass es meinen Erwartungen in keiner Weise entsprochen hatte. Nach und nach las ich auf diese Weise verschiedene Werke an, darunter einige, für die ich noch zu jung war, wie man mir sagte, und die

daraufhin im obersten Regal hinter den Rollen mit Tapetenresten verschwanden. Da ich merkte, wie schwierig es für mich war, mehr als zehn Seiten eines solchen Buches durchzustehn, andererseits aber wusste, mit welcher Leichtigkeit und Schnelligkeit ein geübter Leser es zu Ende brachte, entwickelte ich einen gewissen Ehrgeiz und setzte mir zum Ziel, eines dieser Werke noch vor dem Ende der Ferien ganz gelesen zu haben, immer in der Hoffnung auf die Geschichte zu stoßen, die mir zusagte.

**Ich kam nur schleppend voran.
D'Artagnans Einzug auf seinem
müden Pferd dauerte Stunden und
hatte nichts gemein mit der flotten
Flinkheit der Degenfilme, die
damals in Mode waren.**

Und das geschah dann auch: Ein Buch über Rasputin, den Mönch am Zarenhof, faszinierte mich von der ersten Seite an. Weder an den Titel, noch an den Autor kann ich mich erinnern, aber ich weiß, dass ich das Buch mit großer Begeisterung und sozusagen ohne Unterbrechung las. Es war das erste Mal, dass Literatur mich in ihren Bann zog. Ich war elf Jahre alt.

Wenn ich mich an das Thema Lesen auf diese Art heranpirsche, dann weil ich nach wie vor der Meinung bin, dass es eine ganz persönliche Angelegenheit ist. Ich bin kein Wissenschaftler, kein

Lesepädagoge, der unbedingt neue Strategien zum produktiven Umgang mit Büchern entwickeln möchte, weil wieder irgendwelche Umfragen und Analysen zum Schluss gekommen sind, es sei schlecht um die Lektüre bestellt. Denn darum geht's ja jedesmal: sobald man aufgefordert wird, sich zum Thema Lektüre zu äußern, winkt im Hintergrund das Gespenst der bücherlosen Welt. Dabei wird heute mehr gelesen denn je. "Darum wage ich es und behaupte, es wird allerwärts zu viel gelesen ..." schrieb Hermann Hesse schon im Jahr 1911. Da mittlerweile die Zahl der Leser und der Bücher zugenommen hat, dürfte diese Behauptung heute umso zutreffender sein. Es ist in der Tat erstaunlich, ja, beängstigend zu sehen, wie tagtäglich hunderttausende von Menschen sich in Supermärkte mit Druckerzeugnissen stürzen, in stickiger Atmosphäre zwischen hochgetürmten Buchstößen sich drängeln und Auswahl auf Auswahl treffen, um dann die von Lesefutterknechten gelieferte Ware geradezu stapelweise hinauszutragen. Es scheint, als habe die Präsenz neuerer Medien zu einem völlig unkritischen Umgang mit dem geschriebenen Wort geführt. Da denkt man doch unweigerlich an die Skepsis der Alten allem Geschriebenen gegenüber, an Pythagoras oder Platon. "Kein Verständiger wird es wagen, seine Gedanken in Sprache niederzulegen,

noch dazu in unwandelbarer Weise, was bei dem schriftlich Abgefassten der Fall ist“ (Platon, siebenter Brief). Hier aber flüchtet man sich blind in die Schrift, aus Angst, die neuen Medien könnten den Zusammenbruch der Kultur herbeiführen, eine Befürchtung nicht unähnlich der, die sich nach der Erfindung der Buchdruckkunst in konservativen Kreisen breit machte. Ich bin mir, wohlgemerkt, durchaus der Gefahren einer verkabelten, vernetzten und völlig zugebilderten Gesellschaft bewusst, und gerade deshalb misstraue ich auch der allseits geforderten und geförderten Lesekultur, die letztlich den gleichen gesellschaftlichen Bedingungen unterliegt wie die kritisierten Medien, geprägt von der Figur, die, um mit Enzensberger zu sprechen, ‘längst die gesellschaftliche Bühne beherrscht’, dem sekundären Analphabeten. “Zu seinem Wohlbefinden trägt bei, schreibt Enzensberger, daß der sekundäre Analphabet keine Ahnung davon hat, daß er ein sekundärer Analphabet ist. Er hält sich für wohlinformiert, kann Gebrauchsanweisungen, Piktogramme und Schecks entziffern und bewegt sich in einer Umwelt, die ihn hermetisch gegen jede Anfechtung seines Bewußtseins abschottet.”

Zurück zu meiner Geschichte. Ich hatte lange Zeit ein ungutes Gefühl, wenn ich zugeben musste, dass ausgerechnet Rasputin mir den Einstieg in die Welt der Bücher ermöglicht hatte. Zum einen war er eine eher zwielichtige Gestalt, zum andern war das Buch wohl auch nicht gerade von literarisch unschätzbarem Wert. So gab ich dann immer vor, es sei Karl May gewesen, der mich auf den Pfad der Lektüre geführt hätte. Ob Winnetou nun eine echte Alternative zu Rasputin ist, sei dahingestellt, aber irgendwie schien mir Karl May korrekter. Oder Enid Blyton. Wenn ich ehrlich bin, war es Enid Blyton, die mich als Erste begeisterte. Aber das war halt keine Erwachsenenliteratur und durfte ab einem bestimmten Alter nicht mehr erwähnt werden. Fast könnte man jetzt glauben, ich sei ein lesefreudiges Kind gewesen. War ich aber nicht. Die in der Schulbibliothek ausgeliehenen Bücher gab ich oft ungelesen zurück, versuchte eins zu erwischen, in dem es möglichst viele Bilder gab. Die Lehrer – Schulmeister werden sie immer noch ehrfurchtsvoll genannt – interessierte das Leseverhalten des Einzelnen ohnehin wenig; die Klassen waren zu groß, und wenn die

Mehrzahl der Schüler halbwegs korrekt, Finger unter der Zeile, den *Kartoffelkönig* entziffern konnte, war das ja auch gar nicht mal so schlecht. Wenn ich über meinen Eintritt in das Reich der Schrift berichte, muss ich unbedingt auf eine Einrichtung zu sprechen kommen, die für mich von ausserordentlicher Bedeutung war und die dazu führte, dass ich Charles Dickens, Edgar Allan Poe, Samuel Langhorne Clemens, Jules Verne, James Fenimore Cooper und viele mehr gelesen hatte, noch bevor ich zum Aufnahmeexamen ins Gymnasium antrat, nämlich den Zeitungsladen unweit des Hauses meiner Großeltern, in dem es die wunderbare Sammlung *Illustrierte Klassiker* gab, eine Reihe, in der, wie der Name es sagt, Werke bekannter Autoren in Form von Comic-Heften vorgestellt wurden. Meine Eltern waren wenig belesen, es gab so gut wie keine Bücher in unserer Wohnung, und sie hatten, im Gegensatz zu andern Eltern, die sich stolz dem Bildungsbürgertum zurechnen durften, nichts dagegen, wenn ich mir mit solchen Bildergeschichten die Zeit vertrieb. Eines meiner Hefte – Taras Bulba – hatte der Vater eines Freundes, dem ich es ausgeliehen und der es heimlich gelesen hatte, gar zerfetzt. Umso überraschter waren wir, als im ersten Gymnasiums-jahr unser Klassenlehrer zur Lektüre von Tintin riet, um unsere Französischkenntnisse aufzubessern.

Da wir beim Gymnasium angekommen sind, möchte ich meinen Exkurs von vorn aufgreifen und nochmals Enzensberger zitieren, einen andern Text diesmal,

der den schönen Titel trägt *Bescheidener Vorschlag zum Schutze der Jugend vor den Erzeugnissen der Poesie*, in dem der Autor sich mit der Vermittlung von Literatur in der Schule auseinandersetzt, Zitat: “Auch der harmloseste Gegenstand nämlich kann, das ist klar, gemeingefährlich werden, wenn er, um nur ein Beispiel zu nennen, in verbrecherische Hände fällt: so das friedliche Zwiebelmesser in der Faust des Amokläufers, der gutmütige Bleistift in den Fingern des Bürokraten, der hilfreiche Sicherheitsstecker in der Hand des Psychiaters, der wieder mal einem aufsässigen Patienten einen Elektroschock verpaßt – und, so möchte ich fortfahren, das harmlose Gedicht in der Aktentasche des Deutschlehrers.”

Es verlassen durchaus mehr ‘Literaturgeschädigte’ das Gymnasium als allgemein zugegeben wird. Man kann natürlich einwenden, die Unfähigkeit verschiedener Lehrer sei eine bequeme Ausrede, hinter der sich bloss die eigene Trägheit verstecke. Das mag gelegentlich der Fall sein; wahr ist aber auch, dass es manchmal eines ungeheuren Kraftaufwands des Schülers bedarf – ich weiss, wovon ich rede –, um in seinem Innern die Literatur gegen genormtes Besserwissen und Zwangsinterpretationen der Schule und ihrer Lehrkörper zu verteidigen. “So wie die Abgase der Industrie und des Autoverkehrs die Atmosphäre unserer Städte verpesten, so vergiftet der massenhafte Ausstoß von Interpretationen unsere Sensibilität” schreibt Susan Sontag in ihrem Essay *Against Interpretation* (1964). Ich selbst hadere immer

Bibliothèque municipale de Nancy, salle Stanislas (© Jean-Marie Reding)



noch mit dem Werk einiger Autoren, die mir von der Schule verleidet worden sind. Molière, zum Beispiel, war für mich bis lange nach dem Abitur der peinlichste Autor, den man sich vorstellen kann, von unnachahmlicher Drögeheit und auserlesenster Langeweile. Und hätte ich nicht später Ariane Mnouchkine und Roger Planchon kennengelernt, wäre er es womöglich heute noch. Oder Rabelais: nichts als ein Vorwand für den Lehrer, uns Vokabeln büffeln zu lassen, Nullen auszuteilen und zwischendurch ein paar Ohrfeigen. Schmerzhaft Erfahrungen machte ich auch mit Hemingway, weil der Englischlehrer sich dermaßen mit einem beschriebenen Draufgänger indentifizierte, dass er es nicht lassen konnte, ab und zu einen Schüler zu Boden zu schlagen. Nun könnte man meinen, ich hätte schlechte Lehrer gehabt. Das war aber nicht der Fall. Sie waren so unterschiedlich und unterschiedlich begabt, wie es in allen beruflichen Bereichen der Fall sein dürfte, und es gab auch die, die mich die Literatur entdecken ließen, einschließlich der Autoren, die nicht auf dem Programm standen, wie Jean Genet oder Arno Schmidt. Ich erinnere mich an ein Referat, das ich über George Eliot zu schreiben hatte, genauer gesagt über ihr Werk *The mill on the Floss*. Das Buch war so ziemlich die größte Ungeheuerlichkeit, die ich bis dahin gelesen hatte; ich langweilte mich von Seite zu Seite und verbrachte mehr Zeit damit, den Lehrer zu verfluchen, der mir dieses Referat aufgebrummt hatte, als mit der Lektüre selbst. Normalerweise hätte ich das Buch nicht zu Ende gelesen, aber um des Referates Willen musste ich hindurch. Das heißt schummeln tat ich schon, übersprang ziemlich viele Seiten (es blieben ohnehin genügend zu lesen), und griff auf Nachschlagwerke zurück, die mir beim Referieren helfen sollten. Im Grunde hatte ich Lust, wie ein Großkritiker, das Buch gnadenlos zu vernichten. Aber meine Nachschlagwerke sagten mir, dass das Buch so schlecht nicht sei und unterstrichen Frau Eliots Bedeutung für die Entwicklung des englischen Romans. So blieb mir nichts anderes übrig, als dies zur Kenntnis zu nehmen und der Lektüre so viel Positives abzugewinnen wie möglich. "Not bad", sagte der Lehrer, "but..." Da weiß man dann ja schon, was kommen wird, oder glaubt es zu wissen, denn die darauf folgende Frage überraschte mich dann doch: "Nicht schlecht, aber den-



Bibliothèque de Sierck-les-Bains (© Jean-Marie Reding)

ken Sie wirklich, dass dies ein so großer Roman ist?" Ich war fassungslos, und gleich darauf fuchsteufelswild. Da hatte ich mich wochenlang um eine gerechte Darstellung eines Buches bemüht, das ich im Grunde verabscheute – ich war mir ja wohl bewusst, dass ein siebzehnjähriger Schüler nicht so ohne weiteres einen Jahrhundertschriftsteller, dazu eine Frau, mit links verreißen kann –, und dann kommt der Lehrer an und sagt: Die Frau hat doch Scheiße geschrieben, dass Sie das nicht gemerkt haben! Dann musste ich kleinlaut zugeben, dass ich mit dem Buch nichts hatte anfangen

Woher also und warum der erbarmungslose Eifer, mit dem in den Schulen fortwährend versucht wird, der Literatur das Leben zu nehmen?

können. "Ja, warum sagen Sie das denn nicht?" meinte der Lehrer vorwurfsvoll, und ich hatte wieder mal hinzugelernt. Damit wir uns nicht falsch verstehen: Ich weiß durchaus George Eliots Werk zu schätzen – später las ich *Middlemarch*, das ich immer noch für ein wichtiges Buch halte –, aber ausschlaggebend war für mich der Hinweis auf den persönlichen und ehrlichen Umgang mit dem Werk, der eben in eine ganz andere Richtung zeigte als die interpretatorischen Zurechtbiegungen, wie sie Lehrkörper in ihrer "philiströse(n) Weigerung, Kunstwerke in Ruhe zu lassen" (Susan Sontag) üblicherweise von den Schülern verlangen.

Es gibt das – je nach Quelle chinesische oder arabische – Sprichwort "Ein Buch ist wie ein Garten, den man in der Tasche trägt". Bei allem Ungelenken, das solche Vergleiche haben mögen, nehme ich gerne die Idee des Gartens für mich in Anspruch. Man kann ihn hegen und pflegen, Gemüse oder Rosen züchten, man kann wachsen und wuchern lassen oder schneiden und jäten, in ihm arbeiten oder faulenzeln, lustwandeln oder sich einen erholsamen Tagtraum gönnen. Auf die Lektüre übertragen heißt das: Es gibt so viele Herangehensweisen an ein Buch wie es Menschen gibt. "Wenn zehn Leute einen literarischen Text lesen", sagt Enzensberger, "kommt es zu zehn verschiedenen Lektüren. Das weiß doch jeder. In den Akt des Lesens gehen zahllos viele Faktoren ein, die vollkommen unkontrollierbar sind: die soziale und psychische Geschichte des Lesers, seine Erwartungen und Interessen, seine augenblickliche Verfassung, die Situation, in der er liest – Faktoren, die nicht nur absolut legitim und daher ernstzunehmen, sondern die überhaupt die Voraussetzung dafür sind, daß so etwas wie Lektüre zustande kommen kann."

Woher also und warum der erbarmungslose Eifer, mit dem in den Schulen fortwährend versucht wird, der Literatur das Leben zu nehmen? Eine Erklärung dafür könnte heißen: Die Leute, die in unsern Schulen Sprachen- und Literaturunterricht erteilen, sind zwar Lehrer, aber keine Leser. Es wäre in der Tat leichtfertig zu glauben, für jeden Studienrat, der genüsslich seinen Schülern das richtige Interpretieren eines Baudelaire-Gedichtes beibringt, sei die Hauptmo-

tivation seines Studiums das Interesse an Literatur gewesen. Ich habe während meiner Universitätsjahre genügend Germanistik-, Romanistik-, Anglistik- und andere Istikstudenten kennengelernt, die ihre Seminare hauptsächlich im Hinblick auf vorhandene Sekundärliteratur auswählten. So ging das Schreiben von Arbeiten schneller von Hand; im schlimmsten Fall brauchte man nicht einmal das Werk, um das es ging, gelesen zu haben. In andern Worten (und etwas überspitzt gesagt): Es ist durchaus möglich den Schülern den Faust zu erklären, ohne ihn gelesen zu haben.

Wenn ich vorhin sagte, dass ich Dickens, Poe, Cooper usw. gelesen hatte, noch bevor ich zum Aufnahmeexamen antrat, ist das selbstverständlich falsch. Ich hatte bebilderte Zusammenfassungen der Bücher kennengelernt, war aufmerksam geworden auf Geschichten und Charaktere, hatte überhaupt ein erstes Mal von diesen Werken gehört, aber was wusste ich von den Büchern wirklich, von der Sprache, vom Rhythmus, vom Aufbau, von der Erzählweise, kurz, vom Eigentlichen des Buches? Dies alles entdeckte ich später, mit Begeisterung, und es bleibt mir völlig rätselhaft, wieso sich jemand die Freude einer solchen Entdeckung nicht gönnen will – wo nehme ich nur all die Zeit her, so viel nicht zu lesen, sagte Karl Kraus – und sich stattdessen mit dem Papierkram der Sekundärliteratur begnügt.

Kommen wir noch einmal kurz zu der Idee des Gartens: mit ihm verbinden wir Jahreszeiten, Wandel und Wiederkehr. Mit dem Buch ist es nicht anders. Je nach Gegebenheiten, unter denen wir es lesen, ändert es sich. Daher ist auch das Wiederlesen von so großer Bedeutung. In seinem Aufsatz, der kurz und einfach *Das Buch* heißt, schreibt Jorge Luis Borges "Ich habe mehr wiederzulesen denn zu lesen gesucht, ich glaube, daß wiederlesen wichtiger ist als lesen – abgesehen davon, daß man gelesen haben muß, um wiederlesen zu können". Für mich ist es wichtig, Autoren und Bücher zu haben, zwischen denen ich mich bewege, die meine Begleiter sind und auf die ich immer wieder zurückgreifen kann. Das kann je nach 'Jahreszeit' Shakespeare, Cervantes oder Hölderlin sein, Rilke oder Celan, aber auch Sterne, Kafka, Musil oder Walser (Robert, nicht der andere!), um nur ein paar zu nennen.

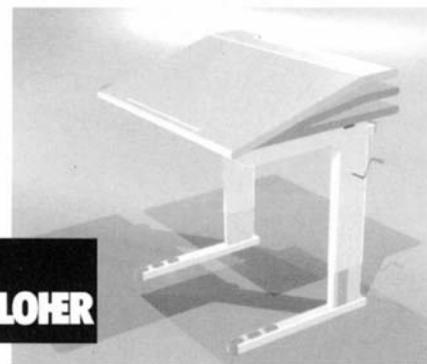
Es geht also nicht darum, möglichst schnell möglichst viel Lesefutter aufzunehmen, um dann die gelesenen Bücher wie erbeutete Trophäen aufzureihen – man kann sich ja problemlos zulesen, "sich dumm lesen" sagte Schopenhauer –; vielmehr sollte man die Zeit und die Konzentration aufbringen, die eine persönliche (und kritische) Herangehensweise an ein Buch braucht. Wenn Robert Musil ein Leben lang an seinem *Mann ohne Eigenschaften* schrieb (und trotzdem das Buch nicht zu Ende brachte), sollte man auch ein Leben lang darin lesen dürfen (ohne es zu Ende gelesen zu haben).

Es genügt also nicht zu sagen: Lesen! – mit Ausrufezeichen, also fast schon im Befehlston, wie eine Fernsehsendung dies in ihrem Titel tut –, wenn nicht klar ist, worum es sich bei diesem *Lesen!* handeln soll. Das heißt, klar ist

es schon, nur ausgesprochen wird es nicht: Bücher sollen verbraucht, gegessen werden wie Hamburger. Eine Aufforderung, der der sekundäre Alphabet mit gutem Gewissen nachkommen kann. Was aber den Verbraucher vom wirklichen Leser unterscheidet, sagt uns Henry David Thoreau in *Walden* – dieses abschliessende Zitat darf durchaus verstanden werden als Aufforderung an jeden Einzelnen, sich seine Geschichte zu 'erlesen' –: "Most men have learned to read to serve a paltry convenience, as they have learned to cipher in order to keep accounts and not be cheated in trade; but of reading as a noble intellectual exercise they know little or nothing; yet this only is reading, in a high sense, not that which lulls us as a luxury and suffers the nobler faculties to sleep the while, but what we have to stand on tip-toe to read and devote our most alert and wakeful hours to."



"Gesundes Sitzen in der Schule"



HOHENLOHER

BUREAUTIQUE ROSY WAGNER-BRAUCKMANN s.à r.l.

27, RUE DE LA BARRIÈRE - L-1215 LUXEMBOURG

TÉL. 44 88 08 - 1 — FAX. 44 88 08-99 — AUTOTÉL. 021 164 164